

Das Pfennig-Magazin

für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 422.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[1. Februar 1851.

Gustav Albert Lorzing.



Noch in dem blühendsten Mannesalter ist der tüchtige Künstler, dessen Bildniß uns hier entgegentritt, vor kurzem vom Tode dahingerafft worden.

Lorzing war zu Berlin am 23. October 1803 geboren und ward von seinen dem Theater angehörenden Aeltern für die Bühne erzogen. Rungenhagen, der Director der berliner Singakademie, war sein erster Lehrer in der Musf. Schon als Knabe trat Lorzing in Kinderrollen auf; später war er für jugendliche Liebhaber- und Tenorpartien an mehren Theatern, seit

1833 in Leipzig engagirt, wo er sehr gefiel. Hier sollte er auch als Componist zu dem Ruße gelangen, der wenigstens in Beziehung auf eine seiner Schöpfungen ein europäischer genannt werden kann. Dies war die auf allen deutschen Bühnen gegebene Oper „Zar und Zimmermann“, welche er, nachdem er vorher seine musikalischen Talente in Chören, Märschen, Liedern und kleinen Liederspielen versucht hatte, im Jahre 1838 erscheinen ließ und welche auch in Frankreich, Holland, England, Schweden, Rußland u. s. w. die günstigste

Aufnahme fand. Keine seiner spätern komischen Opern hat wieder ein ähnliches Glück gemacht, obgleich auch sie, z. B. „Hans Sachs“, „Casanova“, „Der Wildschütz“, „Der Waffenschmied“, „Undine“ u. s. w. Treffliches enthalten.

Nach wechselnden Schicksalen, die ihm kein eben glänzendes Loos im äußern Leben verschafften, fand er im vorigen Jahre eine ehrenvolle Anstellung als Kapellmeister am Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater in Berlin. Am 20. Januar d. J. leitete er noch die Probe zu einer neuen Zauberposse, klagte am Morgen des folgenden Tages bei seinem Aufstehen über Brustbeklemmung und starb bald darauf im noch nicht vollendeten 48. Jahre.

Sein Begräbniß erfolgte am 24. Januar Vormittags 9 Uhr und es hatte sich ihm die lebhafteste Theilnahme zugewendet. Der Generalmusikdirector Meyerbeer, der Generalintendant von Küstner, die königlichen Kapellmeister Dorn und Taubert, Professor Kungenhagen, der greise Lehrer des Verstorbenen, Mitglieder aller berliner Theater und viele Componisten hatten sich im Trauerhause eingefunden. Ein frischer Lorbeer schmückte das Haupt des Entschlafenen. Vor dem Sarge ruhte auf einem Sammetkissen der silberne Lorbeerkrantz und Dirigentenstab, die der Verstorbenen in Leipzig erhalten hatte. Nach Gesang und Gebet eröffneten die vier Musikhöre sämmtlicher in Berlin garnisonirenden Cavalieregimenter unter Leitung des Musikdirectors der Gardehöre, Wieprecht, den Zug, der sich durch die Luisen-, Karls-, Oranienburgerstraße durch das Oranienburgerthor nach dem in der Invalidenstraße belegenen Sophienkirchhofe bewegte, wo der Sarg nach einem kurzen Gebet und dem Gesang eines Liedes und nachdem der Schauspieler Uscher noch einige Worte gesprochen, der Ruhestätte übergeben wurde.

Der Anblick von Konstantinopel.

Ich war eben — so erzählt Aubrey de Vere in seiner eben in London erschienenen Schrift: „Malerische Skizzen aus Griechenland und der Türkei“ — in meiner Kajüte beschäftigt, als einer meiner Reisegefährten eintrat und ankündigte, daß wir an Konstantinopel vorübersegelten. Ich eilte aufs Verdeck und konnte auf den ersten Augenblick kaum bestimmen, ob Das, was ich sah, wirklich eine Stadt oder eine Erscheinung der Einbildungskraft sei. Der Anblick Konstantinopels von der See aus ist der glänzendste, den eine Hauptstadt dem menschlichen Auge bieten kann. Die gemeinen Einzelheiten von Straßen und Wegen sind dem Blick verborgen und man überschaut nur eine Anzahl von Moscheen, Minarets, Palästen, mit Kuppeln überdachten Bädern und prächtigen Gräbern, deren glänzendes Weiß oder prachtvolle Färbung zum Theil durch die sie einhüllenden Gartenbäume und die Cyressenwälder, welche die Hügel befränzen und da und dort bis in die Stadt herabsteigen, gemildert ist. Die Stadt ist auf einer Reihe von Hügeln gebaut, und so hoch schäßen die Türken eine schöne Aussicht, daß auf jedem hohen Punkte das Haus eines reichen Mannes steht und das vergoldete Gitterwerk durch den Blätterschirm glänzt. So groß und zahlreich sind die Gärten, daß man weniger glauben sollte, eine Anzahl Bäume sei in der Stadt zerstreut, als eine Stadt sei in einen nur theilweise gelichteten Wald hineingebaut. Dieser grüne Schleier verdeckt minder das dahinterlie-

gende Bild, als er es mildert, denn die mächtigen zahllosen weißen Kuppeln schimmern sanft hindurch, während die vergoldeten Spigen der Minarets in der Höhe erglänzen. Eine Menge Häuser in Konstantinopel sind grün, roth oder blau gemalt, was die Pracht des Anblicks nur vermehrt, und diesmal um so mehr, als der Frühling bereits über die Platanen und Mandelbäume hingehaucht und die frischen, grünen Blätter und die Blüten, weiß wie Meereschaum, hervorgelockt hatte.

Aber es ist das Meer, welches Konstantinopel wie Venedig seinen eigenthümlichen Charakter gibt. In Venedig umströmt das Meer die meergeborene Stadt wie eine mit Palästen und Thürmen dicht besetzte Insel. In Konstantinopel ist der Eindruck ein entgegengesetzter. An dem Punkte, wo Stambul, das alte Byzantium, Pera und Skutari sich trennen, bilden das Meer von Marmora, der Bosporus und der weite, gewundene Hafen des Goldenen Horns gleichsam einen großen See, um den wie um eine Centralebene die dreifaltige Stadt sich ausdehnt und terrassenartig an den Abhängen der Berge hinansteigt. Die Wirkung dieser unvergleichlichen Lage ist, daß fast jedes Haus von Bedeutung mit einem male dem Beschauer vor die Augen tritt. In dieser Beziehung ist der Contrast sehr auffallend zwischen Konstantinopel und den nordischen Hauptstädten, wo man nie die Stadt selbst sieht, sondern nur die Straße oder den Platz, auf dem man gerade steht, wobei die öffentlichen Gebäude allen ihren Effect verlieren, weil sie sich nicht gruppiren und wo man keine umfassenden Wirkungen von Farbe oder Licht und Schatten vor sich hat.

Ebenso unähnlich ist Konstantinopel den alten griechischen Hauptstädten, die alle mit Ausnahme Delphis und einiger andern unkriegerrischen Städte um eine steile, felsige Akropolis gebaut waren, von der die Citadelle stolz herniederschaut. Konstantinopel hat kein solches Akropoliscentrum. Wenn man ein solches sucht, so möchte man es vielleicht am besten in einer Stelle finden, welche den malerischen Effect der Scene sehr vermehrt, zu ihrer Großartigkeit aber nichts beiträgt, der Prinzeninsel, einem Fels fast am Eingange des Bosporus, gerade groß genug, um eine Moschee zu tragen, deren Dom aus einem Cyressenwäldchen herauschaut. Neben dieser Insel ließ der alte Dandolo seine Galeeren Anker werfen bei der Einnahme Konstantinopels durch die Franken am 18. Juli 1203. Der dunkle Strom des Bosporus stürzt vorüber an seinen terrassirten Felskuppen, froh, den scythischen Stürmen, die er hinter sich gelassen, zu entkommen, und vermischt die Gewässer des Schwarzen Meers mit der blauen, leuchtenden Fläche des Meers von Marmora. Man blickt indes von diesem Punkte nicht herab auf die Stadt, sondern in allen Richtungen aufwärts an ihren glänzenden Linien, wie sie zu einem Amphitheater ansteigen und ihren weißen Schimmer herabwerfen in die Tiefe.

Um die Ausdehnung Konstantinopels recht zu erfassen und den vollen malerischen Eindruck zu gewinnen, muß man sich vor allem erinnern, daß die verschiedenen Vorstädte, obgleich sie gesonderte Namen tragen, doch nur eine einzige Stadt ausmachen. Acht englische Meilen weit erhebt sich die Stadt von der See an stufenweise empor, biegt sich gegen Osten, ehe sie das goldene Horn erreicht, das sich noch sieben Meilen weiter gleich einem breiten Fluß durch ihre innersten Theile windet, während die Hügel auf beiden Seiten, mit architektonischen Monumenten untermischt, mit Gärten

gekrönt sind. Fast an der Mündung des goldenen Horns ist der Eingang des Bosporus, und hier treffen sich die drei Städte. Stambul im Westen sendet ins Marmorameer ein ummauertes, abgeschlossenes Vorgebirge vor, das mit den Kuppeln des Serais bedeckt und von den Cypressenalleen seiner Gärten beschattet ist, während unmittelbar dahinter das Dach der heiligen Sophia sich erhebt. An der entgegengesetzten, d. h. östlichen Seite des Goldenen Horns liegt Pera, wo die Christen wohnen, während an der Südseite des Bosporus Skutari vorspringt, von der See an bis oben zum cypressenbewaldeten Begräbnisplage reich mit Moscheen und Minarets bedeckt. Und dies ist nicht Alles. Längs der beiden Seiten des Bosporus, auf dem ganzen Wege nach dem Schwarzen Meere hin, erstreckt sich so zu sagen eine fortlaufende Stadt, bestehend aus Dörfern, die in ihrem allmähigen Wachstume sich begegneten, an vielen Stellen die Hügel hinauf sich verbreiteten und den Windungen der Thäler folgten, bis sie sich unter den Wäldern und Dickichten des innern Landes verloren. Von dem Schwarzen Meere bis zum Marmorameer, sowol längs der Ufer als am Goldenen Horn hin erstreckt sich Konstantinopel und bildet gleichsam eine einzige Stadt, deren Umfang, wenn eine Mauer herumgezogen wäre, nicht weniger als 60 Meilen betragen würde, und dennoch kann man jedes bedeutende Gebäude darin vom Wasser aus sehen.

Der vieläugige Argus.

Ein großer Theil der Thierwelt, den Menschen mit inbegriffen, hat nur zwei Augen; es geht in solcher Art bis zur Insektenwelt hinab, allein hier ändert sich nun schon der Bau der Augen so, daß kein Auge zu entdecken ist, wie es die Säugthiere, Vögel, Fische und Amphibien haben, während man von vielen sagen möchte, daß sie Hunderte von Augen haben. Ihre zwei Augen sind nämlich häufig unbeweglich, aber aus einer großen Menge facettenartig gebildeter Flächen zusammengesetzt, sodas das Insekt auf solche Weise, ohne das Auge zu drehen, dennoch die Gegenstände sogar sehen kann, welche fast vollkommen hinter seinem Rücken befindlich sind. Man beobachte nur unsere gerade dadurch ausgezeichnete Stubenfliege, deren Auge weit über 450 solcher Facetten unter dem Mikroskop zählen läßt. Wie oft fliegt sie nicht fort, weil sie die hohle Hand wahrnimmt, mit der man sie von hinten zu haſchen hoffte. Gehen wir nun aber freilich noch tiefer ins Thierreich hinab zu den Würmern, so scheint das Auge ganz zu fehlen. Und es ist auch wol der Fall, sobald wir uns den Bau des Sehorgans gerade so denken, wie er bei den Thieren der höhern Classen sich zeigt. Dagegen aber steht es ganz anders, wenn man sich nur an den leßtern Ausdruck, an ein Sehorgan oder Schwerezeug hält, wenn man dasselbe, das Auge an sich also, in seiner einfachern Bildung und Bestimmung zu finden sucht, wenn man sich erinnert, daß dasselbe, auf ein mehr oder weniger denkendes, fühlendes und wollendes Wesen berechnet, dennoch an sich und zunächst nur ein physikalischer Apparat ist, welcher der Camera obscura am nächsten kommt. Die Krystalllinse faßt die in ihr von einem äußern Gegenstände einfallenden Lichtstrahlen auf und wirft sie auf die hinter ihr befindliche schwarze Neghaut, die Ausbreitung des Sehnervens, der den Eindruck davon dem Gehirn überliefert. Diese beiden Theile des Auges

sind die zum Sehen nothwendigen Vorbedingungen, alle übrigen Theile, welche sich vorfinden, modificiren nur das Sehen in Hinsicht auf Nähe, Ferne, Farbe, Lebhaftigkeit, Schwäche des empfangenen Eindruckes, und gibt man dieses zu, dann darf man sagen, daß unendlich viele, vielleicht alle Arten von Würmern, ja selbst vielleicht viele, vielleicht selbst alle die so verrufenen sogenannten Infusionsthierchen das Sehorgan, das Auge, so gut besitzen, ja wol gar zum Erfas für seine minder zusammengesetzte Bildung es in viel größerer Menge haben als der Mensch, der stolze Mensch, dem die Natur nur zwei derselben verlieh. Das Merkwürdigste, was wir in solcher Art bis jetzt kennen lernten, ist ein Ringelwurm, eine Art der Anneliden, der im Seegrass, in den Algen, häufig am Gestade des Mitteländischen Meers vorkommt und nicht 2, nicht 30, nicht 100 Augen hat wie der Argus, der treue Wächter der Juno, sondern noch viel mehr, und nicht bloß am Kopfe, sondern am ganzen Körper, sodas der Schwanz sich ebenso bewegt und forschend und fühlend ausstreckt, wie es einem Kopfe zukommt, der von seinem zu betrachtenden oder ergreifbaren Gegenstände vollkommen unterrichtet ist. Der vieläugige Argus ist ein kleiner, ziemlich cylindrischer Wurm, etwa einen Zoll lang, glänzend gelb oder goldfarbig und mit zwei Reihen Borsten bewaffnet, wie sie ungefähr der Regenwurm hat und welche, wie bei diesem, statt der Füße dienen. Die nach dem hintern Ende stehenden sind länger als die vordern, und sich dieser Borsten bedienend, bewegt er sich im Meeresande mit ungemeiner Schnelligkeit. Indessen schwimmt er auch sehr gut und hierzu hat er ein paar schaufelförmige Werkzeuge am Kopfe, die gleich ein paar Rädern eines Dampfschiffs sich ausbreiten und alle die kleinen Insekten fassen, welche ihm zur Nahrung dienen sollen. Am Kopfe finden sich nun drei Augen, und jedes ist mit zwei bis drei verhältnismäßig großen Krystalllinsen versehen. Sie alle gestatten ihm, sich zu langsamern oder raschern Bewegungen zu bestimmen. Insofern wäre er nun allerdings noch kein vieläugiger Argus; allein er ist ein Ring- oder Ringelwurm und in jedem der zahlreichen, seinen Körper zusammensetzenden Ringe sieht man einen roten Punkt, und bei genauer Zergliederung, bei sorgfältiger Beobachtung mittels des Vergrößerungsglases sieht und findet man hinter denselben das Wesentliche eines Auges, eine Krystalllinse und eine ausgebreitete Neghaut, welche von einem Astchen der zahlreichen Eingeweidenerven des Thiers gebildet wird, die hier die Stelle des Sehnerven im Gehirn vertreten. Was aber solchen wunderbaren Bau der Schwerezeuge betrifft, so ist dieses Vielauge sicher nicht das einzige in seiner Art, im Gegentheile hat man es namentlich und noch viel wunderbarer bei den unter dem Namen der gallertartigen Mollusken und Medusen bekannten Seethieren gefunden, sodas selbst Augen mit Lidern und was dazu gehört im sogenannten Mantel vorkommen. Es klingt fast unglücklich, daß ein solcher Ringelwurm demnach, die Kopfaugen dazu gerechnet, mehr Augen selbst als Ringe haben könne, und man möchte es fast für eine sinnlose Verschwendung der sonst so haushälterischen Natur halten, daß sie einem so tief stehenden Geschöpfe das Werkzeug in so großer Zahl gab, was sie dem Menschen nur zweimal gewährte. Allein mit diesen Ringelwürmern, unsern Regenwurm mit eingeschlossen, hat es eine eigene Verwandtniß. Ein solcher Wurm ist mehr ein scheinbares als ein wirkliches Ganze. Er besteht gleichsam aus so viel einzelnen Würmern, als er Ringe hat.

Jeder der letztern behauptet sich fast ganz allein und bewahrt sich sein eigenes Leben. Alle zusammen bilden, möchte man sagen, eine kleine Colonie, deren Anführer der — Kopf ist. Viele solcher Ringelwürmer bleiben daher beim Leben, wenn auch ein Theil, selbst der Kopf, ihnen abgeschnitten wird, und häufig bildet sich auch der verlorene Theil neu wieder aus. Der Regenwurm, in drei Theile zerschnitten, wird zu drei Regenwürmern. In solcher Art nun ist der viel-äugige Argus der merkwürdigste Ringelwurm. So viel Ringe, so viel einzelne Würmer, jeder mit seinem Sehorgan, mit seinem Augenpaare, in Gemeinschaft mit den andern lebend, doch auch nöthigenfalls für sich allein stehend! Vieles, was uns in dieser Hinsicht so wunderbar, unerklärlich und unglaublich vorkommt, verschwindet in eben dem Maße, als wir uns das eigentliche Wesen deutlich gemacht haben. Das Auge, als Werkzeug des Sehens in seine einfachen zwei Bestandtheile aufgelöst, ist bei Hunderten von Thierarten zu finden, die es allerdings weder in der Zusammensetzung

noch in der Gestalt brauchen könnten, wie sie sich beim Säugthiere oder Vogel, beim Fische oder bei den Amphibien zeigt. Im letztern Falle ist das Sehorgan nur von der Gehirnthätigkeit abhängig; bei jenem vieläugigen Argus wirkt das Nervensystem mit, wie es sich durch den ganzen Körper verbreitet und jedem Ringe gleichsam sein eigenes Leben sichert. Annäherungsweise kommt ein solches schon in den Amphibien, den Fischen und Insekten zum Vorschein. Die ihres Kopfes beraubten Schildkröten, Frösche und Schlangen bewegen sich noch oft ziemlich lange, und der hintere Theil einer halbdurchschnittenen Wespe sticht noch, wie wenn das Thier unverletzt sei; die ihres Kopfes beraubte Fliege fliegt nicht minder fort, indem bei ihnen allen die Thätigkeit, welche bei Säugthieren und Vögeln vorzugsweise aufs Gehirn beschränkt ist, hier sich auf das Rückenmark und die Nervensubstanz überhaupt verbreitet, mithin durch die Trennung des Kopfes nicht unmittelbar vernichtet wird.

Die Via Mala.



Vom Splügen aus rechts in der Richtung nach Anderer gelangt man zur Via Mala. Es grenzt an Unmöglichkeit, die furchtbar wilde Schönheit dieser Felsenschlucht zu beschreiben. Sie bildet einen ungeheuern Felsenriß von zwei Stunden Länge oder, wenn man will, einen Doppelriß von zwei abgrundtiefen Klüften, aus dessen schwarzer Tiefe das Tosen des Wassers heraufstönt. Man sieht nicht den in der Tiefe brüllenden Strom, aber an dem pfeilschnellen Dahinschie-

ßen des Schaums merkt man sein unterirdisches Dasein. Ein immergrüner, friedlicher Thalgrund scheidet die beiden Schluchten voneinander und vielleicht fast auf keinem andern Flecke der Erde hat die Natur die schroffen Gegensätze von Schrecken und Lieblichkeit so nahe beieinander gelegt. In dieser ungeheuern Klüfte windet sich die Straße dahin, bald dacht an die schwarze Felsenwand gepreßt, bald schwingt sie sich leicht und zierlich über einen finstern Abgrund, dessen unterste

Tiefe das menschliche Auge nicht erreicht. Kaum das Tosen des unten gefesselten Stroms dringt zu dem Ohre gleich dem Seufzen eines Gefangenen in seinem Kerker. Und doch dringt auch in diesen Riesengerker der allbelebende Odem der Schöpfung. Denn wo nur ein Fleckchen Erdröck an dem Gestein hängt, da schießt auch schlanker Baumwuchs üppig hervor, und so enge ist der Schlund, dem dieses freudige Grün entspringt, daß sich die Zweige und Kronen der auf beiden Seiten stehenden Bäume miteinander verschlingen — eine

immergrüne natürliche Laube über einem schwarzen, schwindligen Abgrunde, so dicht, daß kaum ein Sonnenstrahl hindurchdringt. Weiterhin ist nichts als schwarzes Gestein und unterirdisches Leuchten wie in einer Zauberhöhle. Dem tiefen Schweigen folgt ein schreckliches Getöse von unterirdischen Wassern, der einzige Laut in dieser furchtbaren Einsamkeit. Angst und Schrecken ergreift das Gemüth.

So mag man sich die Schrecknisse des Tartarus, der Hölle Dante's denken!

Indischer Jongleur.



Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's.

(Beschluß.)

Bei seiner Rückkehr sagte Saint-Laurent Niemanden ein Wort von seiner Unterredung mit dem Kaiser, die ich erst lange Zeit nachher erfuhr. Bei Napoleon's Vermählung mit der Tochter des Kaisers von Osterreich im Anfange des folgenden Jahres fanden viele Beförderungen statt; Saint-Laurent wurde als Capitän zum Generalstabe veretzt. Von nun an verloren wir ihn aus den Augen. Ich erfuhr später, daß er bei der Geburt des Königs von Rom die Ehrenlegion erhielt, daß er im Anfange des russischen Feldzugs Ordnonanz-offizier Napoleon's, beim Anfange des Feldzugs von 1813 zum Obersten, zum Offizier der Ehrenlegion und endlich nach der Schlacht bei Leipzig zum Brigadegeneral, Baron . . .

Einen Augenblick, sagte ich zu meinem ehemaligen Kameraden. Ich weiß, daß man in dieser Zeit schnell avancirte, aber von allen dem Erzählten scheint mir noch nichts in der geringsten Beziehung zu der Weissagung des Magikers von Tivoli zu stehen.

Etwas Geduld, dahin komme ich jetzt! In der kurzen Zeit zwischen dem russischen Feldzuge und dem in Sachsen erhielt Saint-Laurent einen vierwöchentlichen Urlaub, um in Paris Mademoiselle Eulalia zu heirathen, der Napoleon eine Aussteuer gab. Unterdessen war mein Regiment nach Spanien marschirt und einer Division des Generals Suchet einverleibt. Ich war bei der Belagerung von Tarragona; Suchet fand seinen Marschallstab auf den Wällen der Festung

und ich verlor mein Bein in den Laufgräben. Ich wurde amputirt, erhielt die Ehrenlegion und Pension. Ich kehrte nach der Bretagne zu meiner Familie zurück, die ich seit meinem Eintritte in das kaiserliche Lyceum nicht gesehen hatte und hörte lange Zeit nichts von Saint-Laurent.

Napoleon war von der Insel Elba zurückgekehrt. Ich eilte nach Paris in der Hoffnung, ein Amt zu erhalten, um welches ich mich lange Zeit beworben und welches im Anfange der Restauration ein Vicomte erhalten hatte. Diese Stelle war von ihrem frühern Inhaber, einem alten Emigranten aus Condé's Armee, aufgegeben.

Eines Morgens steckte ich meine Bittschrift in die Tasche meiner ehemaligen Uniform und ging langsam nach dem Hotel des Ministers des Innern, als ich in der Straße du Bac von einem Manne angedeutet wurde, den ich in Spanien gekannt hatte. Wir hatten uns seit meiner Pensionirung aus den Augen verloren. Er sagte mir, daß er in den Civilstaat des Kaisers getreten sei. Ich theilte ihm meine Hoffnungen mit.

Haben Sie einige gute Empfehlungen? fragte er mich.

Keine andern als meine Dienste, meine Bunden und meine dem Kaiser bekannte Ergebenheit. Ist das nicht genug?

Nein, Ihre Bittschrift wird gleich vielen andern lange Zeit ruhen. Folgendes Mittel ist besser: Heute Abend ist Schauspiel im Theater des Palastes; ich habe noch ein Eintrittsbillet: gehen Sie mit. Unter der Menge der Generale, die Sie dort sehen werden, finden Sie gewiß einen ehemaligen Waffenbruder. Geben Sie ihm Ihre Bittschrift! Wenn er sie dem Kaiser selbst überreichen will, so stehe ich für den Erfolg. Seit seiner Rückkehr hat Se. Majestät noch nichts abgeschlagen. Was Sie anlangt, setzte mein neuer Beschützer hinzu und warf einen mitleidigen Blick auf mein Bein, so werden Sie Erfolg haben, ich versichere es Ihnen.

Ja, wenn mein Freund Saint-Laurent nicht gestorben wäre! rief ich aus.

Wer ist dieser Saint-Laurent? War er nicht ehemals Ordnonanzoffizier des Kaisers?

Ja.

Dieser stand in Ansehen, das ist wahr; aber Andere sind auf ihn gefolgt, die nicht weniger beim Kaiser vermögen. Kommen Sie heute Abend.

In welchem Anzuge?

In Ihrem jetzigen. In Uniform mit Ihrem Orden und Ihren Krücken. Sie werden von mehr als einem Ihrer Nachbarn beneidet werden.

Am Abend bot der kleine Schauspielsaal in den Tuilerien ein Bild von unvergleichlicher Pracht und Reichthum. Da die Kaiserin in Wien war, so saß Napoleon allein in einer großen Loge der Bühne gegenüber. Hinter ihm standen der Großmarschall, der General der Garde, die dienstthuenden Adjutanten, die Kammerherren und die Pagen. In den Logen neben Napoleon saßen die Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie. Rechts von der Bühne war die Loge der Gesandten, links und gegenüber die der französischen Minister. Die andern Logen nahmen die Hofdamen ein, die von Blumen und Diamanten strahlten. Die Frauen der Marschälle, der Senatoren, der Mitglieder des diplomatischen Corps, der Minister, der hohen Staatsbeamten u. s. w. strahlten von Jugend, Schönheit und Schmuck. Das Parterre war mit Generalen und Großoffizieren des Civil- und Militair-

staats des Kaisers angefüllt. Der zweite Rang war von Personen besetzt, die gleich mir Eintrittskarten erhalten hatten. In den sehr kurzen Zwischenacten gingen Lafaien in großer Livrée überall umher und vertheilten verschwenderisch Eis, Kuchen und Punsch.

Im Anfange des Schauspiels, welches für mich höchst gleichgültig war, zog eine noch junge Frau meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ich war betroffen über die Ähnlichkeit mit Eulalia, der Witwe meines Freundes Saint-Laurent wollte ich sagen. Obgleich diese Dame stärker geworden zu sein schien, so konnte ich doch nicht zweifeln, daß sie es war. Ich wandte mich an meinen Nachbar, den ich wegen seiner mit Silber gestickten Uniform für einen Kammerherrn Ihrer Majestät hielt.

Ist diese Dame, fragte ich ihn, nicht die Baronin von Saint-Laurent?

Nein, mein Herr, es ist die Herzogin von Gagliano. Ich hielt sie für die Witwe eines Generals, den ich früher genau kannte.

Sie war wirklich Witwe; allein sie hat sich im verfloffenen Jahre mit dem Herzoge von Gagliano, bevollmächtigten Minister des Königreichs Italiens, wieder verheirathet.

Ich saß am Eingange des Parterre und ging im Zwischenacte hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Ich traf in dem Gange meinen gefälligen Freund, der mir am Morgen die Eintrittskarte gegeben hatte. Er fragte mich, ob ich nicht schon einen Bekannten gesehen hätte?

Ja, sagte ich ihm, aber schon zu lange habe ich diese Person aus dem Auge verloren. Ich wage es nicht, mich an sie zu wenden.

Was thut das? Seien Sie nicht so skrupulös. Von einem Tage zum andern kann sie durch einen Befehl des Kaisers zu ihrem Corps geschickt werden.

Es ist eine Herzogin!

Wirklich? Welche denn?

Die Herzogin von Gagliano, die Witwe meines alten Freundes, des Generals Saint-Laurent, von dem ich mit Ihnen heute Morgen sprach.

Der Kaiser hat sie auf der Insel Elba wieder verheirathet. Ich will Sie vorstellen. Finden Sie sich nach dem Schauspiel in dem Saale vor dem großen Hofe ein. Die Herzogin ist sehr gefällig; sie hat große Macht. Haben Sie Ihre Bittschrift?

Ich habe sie in der Tasche.

Sehr gut! Auf Wiedersehen!

Als das Schauspiel zu Ende war, folgte ich der Herzogin von Gagliano, welche in dem Saal wartete, bis ihr Wagen gemeldet wurde. Mein Beschützer führte mich zu ihr und sagte:

Wird mir die Frau Herzogin erlauben, ihr einen Widerspenstigen zurückzuführen?

Ich grüßte mit der Grazie eines Mannes, der nur ein Bein hat. Eulalia empfing mich wohlwollend. Ich überreichte ihr meine Bittschrift, sie nahm sie an und versicherte mir, daß sie mich mit Vergnügen am folgenden Morgen sehen würde.

Bei meiner Rückkehr in meine Wohnung dachte ich über die Ereignisse nach und erinnerte mich der Prophezeiung des Magikers von Tivoli, die wörtlich in Erfüllung gegangen war. Die ganze Nacht träumte ich von nichts als Magikern, Gespenstern, Kanonenkugeln, Herzoginnen und Teufeleien.

Am folgenden Morgen stellte ich mich im Hotel der Herzogin von Gagliano in der Vorstadt Saint-Honoré ein. Sie empfing mich im Negligée nach der

damaligen Zeit und entschuldigte sich mit geistreicher Koketterie, daß sie noch nicht Zeit gehabt hätte, ihre Papilloten von ihrer Kammerfrau abnehmen zu lassen,

Ich empfangen Sie als Freund, setzte sie mit wohlwollendem Lächeln hinzu. Sodann bedauerte sie sehr, daß ihr Gemahl abwesend sei, weil sie mich ihm mit Vergnügen vorgestellt haben würde. Ich hörte ihr mit Entzücken zu; allein trotz des Respects, den ihr Titel und ihre Stellung mir einflößen mußte, unterbrach ich sie mitten in einer Phrase durch ein helles Gelächter, welches ihr sehr unpassend erscheinen mußte. Ich las auf einer ihrer Papilloten deutlich meine Unterschrift und auf einer andern die Worte: Monseigneur . . . Ihre Excellenz . . . ich konnte nicht mehr zweifeln, meine Bittschrift war verwendet . . .

Ich mußte jedoch diesen Anfall von Heiterkeit erklären; ich that es freimüthig. Eulalia erröthete etwas, allein da sie Geist hatte, so lachte sie selbst darüber. Ihre Papilloten erinnerten sie auch daran, daß ich ihr Abends vorher eine Bittschrift überreicht hatte. Ich hätte lange Zeit nach einer Wendung suchen können, um sie daran zu erinnern, wenn ich bei meiner Ankunft unglücklich genug gewesen wäre, sie fristet zu finden.

Es fehlte mir jedoch an der Gelegenheit und dem Willen, ihr etwas ins Gedächtniß zurückzurufen, nämlich meine Freundschaft mit ihrem ersten Manne. Eulalia sprach so wenig von Saint-Laurent, als wenn er nie existirt hätte.

Kurz, es waren noch keine acht Tage nach diesem Besuche verfloßen, so erhielt ich vom Minister, ich weiß nicht auf welche Weise, die gewünschte Stelle.

Mein ehemaliger Kamerad machte eine Pause und bot mir eine Cigarrenbüchse dar. Ich hoffe, sagte ich und steckte meine Cigarre an, daß Sie endlich an Wahrsagungen glauben mußten?

Ich? sagte er und stopfte einen alten Meerschaumkopf; im Gegentheil, ich glaube weniger daran als je. Ich habe Ihnen noch nicht Alles erzählt.

Es scheint mir, daß Sie mir soeben die Moral gegeben haben: Dieses Zusammentreffen am Hofe mit Saint-Laurent's Witwe, die Herzogin geworden war, die durch ihre Protection erhaltene Stelle . . .

Nein, Sie haben es nicht getroffen, die wahre Moral ist folgende: Ich wollte Paris nicht ohne Abschied vom braven General Daumesnil verlassen, der damals Gouverneur von Vincennes war, vielleicht wegen der Art von Gleichheit zwischen uns, da uns Beiden dasselbe Bein fehlte. Ich kam hierher. In unserm Gespräch wurde Saint-Laurent erwähnt, den er genau gekannt hatte, als er im Generalstabe des Kaisers stand.

Es ist ein Unglück, sagte ich zum General, daß er im Jahre 1814 gestorben ist; er wäre jetzt gewiß Marschall.

Bei diesen Worten sah mich Daumesnil ironisch an. Was sagen Sie mir da, mein Lieber?

Er ist im Gegentheil sehr glücklich, daß er eine Kugel auf seinem Wege traf, denn wissen Sie, wohin er sonst früh oder spät gekommen wäre? . . . Auf die Galeeren.

Ich verstehe Sie nicht, General!

Glauben Sie, der Kaiser würde sich ungestrraft mystificiren lassen, wie es Saint-Laurent, ein so braver und trefflicher Offizier er auch war, gethan hat? Und doch, wenn einer mit Gunstbezeugungen überhäuft ist, so war er es. Sah man je ein schnelleres Avancement in der Armee? Es würde skandalös sein,

wenn es nicht lächerlich wäre. Was sagen Sie? Der Kaiser verfuhr nie anders, wenn er in irgend einen vernarrt war.

Aber General, erwiderte ich, Saint-Laurent's Avancement hatte, wie man sagt, keine andere Ursache als die Mittheilungen, die er dem Kaiser nach den Weissagungen Joseph's II. gab. Ich habe von Personen, die das Vertrauen Sr. Majestät besaßen, gehört, daß Napoleon in der Person Saint-Laurent's Den hätte belohnen wollen, der ihn von der Gefahr benachrichtigt hatte, der er in Schönbrunn durch das Attentat von Staps ausgesetzt war; Den vielleicht, der ihn zuerst auf den Gedanken brachte, Marie Luise zu heirathen; Den endlich, welcher ihm die Geburt des Königs von Rom vorausgesagt hat.

Gehen Sie doch, mein Lieber, unterbrach mich Daumesnil mit Achselzucken, und Sie konnten solche Märchen glauben? Sie?

Ja, General, und ich war nicht der Einzige.

Ich will Ihnen nur ein Wort sagen, erwiderte er, diese Weissagungen, diese Erscheinungen — alles Das existirte nur im Kopfe von Saint-Laurent.

Aber, General, erwiderte ich kalt, ich war unter denen, die ihn in das Schloß von Neufiedel begleiteten, wo er die Nacht zubrachte. Ich war zugegen, als er am folgenden Morgen zurückkehrte und uns seine Unterredung mit dem verstorbenen österreichischen Monarchen mittheilte.

Das mag sein; aber was Sie nicht wissen, ist, daß er in diesem Schlosse, ehe er einschief, die ganze Bouteille Rum trank, die er mitgenommen hatte; er wurde betrunken und träumte Alles, was er später Ihnen sowie dem Kaiser aufband.

Sollte es möglich sein? rief ich aus.

Es ist die reine Wahrheit, erwiderte er, über mein Erstaunen lachend. Ich muß es doch wissen, denn er gestand es mir vor seinem Tode, als der Gedanke, den Kaiser getäuscht zu haben, ohne es zu wollen (denn früher hatte er es selbst geglaubt) seine letzten Augenblicke verbitterte. Set es aus Selbstsucht oder aus Furcht, er hatte es gewagt, mir das Märchen zu widerlegen, welches die Geburt seiner Phantastie in einem Augenblicke der Sinnestäuschung war.

Und hat der Kaiser die Wahrheit erfahren?

Ich sprach mit ihm noch davon vor seiner Abreise nach der Insel Elba; aber er erwiderte mir nur kalt:

Das ist möglich, aber Saint-Laurent hat gut gerathen, alle seine Voraussetzungen sind eingetroffen.

Sodann lenkte er das Gespräch plötzlich auf einen andern Gegenstand.

Dies, mein lieber Freund, erzählte mir der General Daumesnil im Jahre 1815. So schloß mein alter Kamerad und klopfte seinen Meerschaumkopf aus. Bei diesen Worten gab ich ihm die Hand zum Zeichen des Dankes und nahm Abschied von ihm.

Besuchen Sie mich vor Ihrer Abreise, sagte er mir noch, ich will Ihnen noch viele andere Dinge erzählen.

Dies war nicht der einzige Betrüger, den Napoleon in seiner Umgebung hatte, sagte Einer aus der Gesellschaft, als der Capitän Billiot geendet hatte.

Das ist wahr, erwiderte ein Anderer lächelnd, aber man muß gestehen, daß dies von allen Lügnern, mit denen der Kaiser zu thun hatte, der einzige war, welcher ihm die Wahrheit gesagt hat, ohne es zu ahnen.

Mannichfaltiges.



Der Riesenglobus für die londoner Welt-Industrierausstellung, welchen Herr Wylde anfertigt läßt, hat 56 Fuß im Durchmesser; die Reifen aus Zink werden mit Kupferrohren zusammengehalten. Rings um den Globus laufen Galerien und Treppen, sodaß man ihn bequem besichtigen kann, während doch auch von unten das Ganze von allen Seiten zu betrachten ist. Die Gebirge erheben sich auf dieser Erdkugel in sehr ansehnlichen, genau den wirklichen Verhältnissen nachgebildeten Reliefs; die Eisregionen am Nord- und Südpol sind mit all ihrer düstern Farbenpracht dargestellt. Der Lauf der Ströme und größeren Flüsse macht sich als ein schmaler oder breiter Silberstreifen bemerklich, während die feuer-speienden Berge durch Feuer- und Rauchsäulen in die Augen fallen. Die Verhältnisse des festen Landes zum Wasser, der Bevölkerung zur Bodenfläche, die großen Handelswege, Eisenbahn- und Dampfschiffahrtslinien sowie endlich die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens und Gewerbefeises sind überall auf zum Theil sehr sinnreiche Weise bezeichnet.

Kiew in Rußland hat einmal im Jahre, von der Mitte Januar bis zum 10. Februar, eine Zeit, wo es von Lebens-thätigkeit rauscht. Es ist dies die Zeit der Contracte, wo die Gutsbesitzer des ganzen westlichen Rußlands zusammenströmen. Hier werden Güter verkauft, gekauft, gepachtet und alle möglichen Geschäfte abgemacht; um diese Zeit strömen dann auch die Kaufleute mit allen ersinnlichen Waaren in Kiew zusammen. Der Contractsaal, mit allen möglichen Verkaufsläden ausgerüstet, bietet ein mannichfaltiges Schauspiel dar und oft ist es keine Möglichkeit, aus dem untern Stockwerk in das obere zu gelangen. Um diese Zeit wird täglich im Theater gespielt, Maskeraden und Bälle drängen sich und Alles ist lärmend und lustig, bis, wenn die Contractzeit vorbei ist, das Leben wieder in seine gewöhnlichen Gleise zurücktritt.

Schwäche ist Macht. Ein Brief einer muthigen Pariserin, die ihrem Manne nach Californien vorausreist, läuft jetzt durch viele französische Blätter. Durch alle Gefahren und Verlegenheiten war sie glücklich bis Panama gekommen, von dem sie nicht viel Rühmlisches zu erzählen weiß. „Hier gibt es — schreibt sie — weder Polizei noch Gerechtigkeit; man stiehlt einem freischweg vor der Nase und vom Leibe weg, was sich nur stehlen läßt. Auch vergeht keine Woche, ohne daß man Leute auf offener Straße ermordet und ausgeplündert findet. Wird die Leiche von Jemand erkannt, so holt man den Consul der betreffenden Nation, der den Todtenschein abfaßt; ist dies nicht der Fall, so scharrt man den Todten ein und die Sache ist abgethan.“ Daher sind auch die Reisenden gewöhnlich bis an die Zähne bewaffnet, wie die Räuber auf den Theatern. „Nach' es wie sie“ — schreibt die Frau an ihren Mann — „wenn du nachkommst; das Gewehr am Riemen über die Schulter, die Pistole in der Faust, den Dold in Gürtel mußt du bei dir haben. Mich übrigens hat Niemand ermorden wollen und ich habe auch noch nichts verloren, nicht einmal ein Schnupftuch.“

Unlogisch, aber klug. Ein Quacksalber, der, auf die hypochondrischen Grillen aller Geldhabenden speculirend, allenthalben seine mörderischen Pillen verkauft hatte, kam auch nach Boston, wo er einer Versammlung sehr anständiger Leute seine Kunst anpreisen wollte. „Ist die Gesundheit etwas Wünschenswerthes?“ fragte er die Anwesenden pathetisch. „Nein!“ rief Alles wie mit einem Munde; denn

man hatte sehr richtig berechnet, daß, wenn man die Frage des Quacksalbers bejahe, dieser seine Pillen zum Kaufe aufdringen würde. Lieber einmal der gesunden Vernunft ins Auge geschlagen, als sich durch verkehrte Heilmittel die Gesundheit für immer untergraben lassen.

Die Essigbibel heißt in England eine im Jahre 1717 in der Clarendon'schen Druckerei in London gedruckte Bibel wegen eines Druckfehlers in der Überschrift des 20. Capitels Luca, wo statt Parabel vom Weinberg (vinegarden) Parabel vom Weinessig (vinegar) steht.

Nadelholzbäume (Casuarinen) von unglaublicher Höhe wachsen in Australien in der Nachbarschaft der wenigen Flüsse, welche das Land durchschneiden. Da sie sich zugleich sehr in die Wurzeln verbreiten, mißt ihre Peripherie unmittelbar über der Erde nicht selten gegen 70 Fuß. Die Stimmen entsprechender Gefährten dringen dem Reisenden, der an der entgegengesetzten Seite des Stammes steht, wie ein hohler, tonloser Klang ins Ohr; zweifelnd ruft er die vermeintlich Verirrten und trifft sie staunend nur an der andern Seite des Baums.

Das Häuschen in Saardam bei Amsterdam, in welchem der Zar Peter unter dem Namen Peter Michaeloff sieben Wochen lang zimmerte, und wenn er dann müde war, die Befehle ausarbeitete, welche die Grundlagen zur Macht seines Reiches bilden sollten, ist jetzt, um die Reliquie zu bewahren, von einer steinernen Mauer eingeschlossen, die es vor dem Umfallen schützt. Inwendig ist es in zwei Kammern eingetheilt, die mit allerlei Flaggen verziert sind. Das Meublement besteht aus drei altmodischen Stühlen und einer Bank. Auf einem wurmfressigen Tische liegen viele Bücher, in welche die Reisenden sich eingeschrieben haben.

Surterbrand nennt man in Island das dort reichlich vorhandene unterirdische Holz, das nicht verkohlt ist, sondern sich noch in vollkommenem Faserzustande befindet. Solche unter dem Sande der Ebene vergrabene Wälder findet man nur noch in der peruanischen Provinz Tarapaca; in England befindet sich bei South-Stockton ein unterirdischer Eichenwald. Wird ein solcher Baum ausgegraben, sieht er aus wie verkauft, wird aber an der Luft so hart, daß er sich nur schwer mit Hobel und Säge bearbeiten läßt.

Orientalische Stikette. Durch die Art des Sitzens auf Sophas und Polstern drücken die Moslems — Hausherren und Besucher — symbolisch ihre gegenseitigen Verhältnisse aus in Schattirungen, die dem Europäer kaum verständlich, in deren Beobachtung aber die Morgenländer streng und empfindlich sind. Bald sitzen sie mit Unterschlager beider Beine, bald halten sie sich auf den Fersen, bald lassen sie einen Fuß vom Sopha nach dem Boden herabhängen. Die Kenntniß dieser genau bestimmten Stellungen bezeichnet unter den Moslems ebenso sehr einen wohlgezogenen, mit der conventionellen Höflichkeit vertrauten Mann, als wir in Europa dieselben Eigenschaften an andern, im Grunde ebenso geringfügigen Merkmalen erkennen.

Aus den Goldminen Californiens sind im Jahre 1849 durch das Ergebnis der Arbeit von ungefähr 57,000 Personen 45 Millionen Dollars (9 Millionen Pf. St.) Gold gewonnen worden.